

Aus dem Inhalt:

Lichtblicke

Ohne Gebet – und doch getrost

Jesus und Qumran – Historische
Rätsel, moderne Legenden

Templer-Gesangbuch von 1889
wird ausgestellt

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Lichtblicke

Wir brauchten zwar nicht zu hungern im Herbst 1941 in Rußland, aber reichlich waren die täglichen Rationen an Verpflegung und Zigaretten auch nicht. In Wjasma, wo wir eine Zeitlang in Bereitschaft lagen, mußten unsere Essenholer einige hundert Meter zur Feldküche gehen, zwei oder drei Kochgeschirre in jeder Hand. Jeweils vier Kameraden versorgten so unseren ganzen Funkzug. Sie mußten sich sehr vorsichtig mit ihren genagelten Stiefeln auf der tief zerfurchten und dick vereisten Straße bewegen, um nichts zu verschütten, und ihre Rückkehr wurde stets in besorgter Spannung erwartet.

Wieder einmal war einer ausgerutscht und hatte fast die Hälfte seines Transportguts an Suppe oder Eintopf verschüttet. Alles mußte im Quartier neu verteilt werden. Entsprechend gedrückt war die Stimmung, als der erste der vier Essenholer eingetreten war und das Mißgeschick verkündet hatte. Auch die Mienen der nächsten beiden erhellten unsere Stimmung nicht. Doch der Letzte rief schon an der Türe fröhlich: «Heute kriegt jeder zwei Zigaretten *mehrt!*»

Das war für die allermeisten von uns ein echter Lichtblick in der Misere, denn für fast alle war auch die tägliche Zigarettenration keineswegs unwichtig. – Der Gefreite Wolfgang Schultz aber, der Verkünder der guten Nachricht, war *Nichtraucher*. *W.Fr.*

Ohne Gebet – und doch getrost

Brigitte Hoffmann

Warum beten, wo doch Gott weiß, was wir nötig haben?

Ich habe vor kurzem die Lebenserinnerungen von Dietrich Dyck (1854-1937) gelesen. Er war in den russischen Tempelgemeinden aufgewachsen, erzogen in lebendiger christlicher Frömmigkeit und strengem wörtlichem Bibelglauben. Als er auf Gymnasium und Universität moderner Naturwissenschaft und Philosophie begegnete und erkannte, daß der traditionelle Bibelglaube damit nicht in Einklang zu bringen war, führte ihn das in eine lange innere Auseinandersetzung, aus der er sich durchrang zu einer sehr rationalen, stark von Kants Forderung der Gültigkeit für alle Menschen bestimmten Frömmigkeit, in der von den alten Glaubenswahrheiten nur noch die Liebesverkündigung Jesu und – teilweise – dessen Gottesbild übriggeblieben waren.

Kurz nach 1900 wurde er zum Ältestendienst in Olgino berufen und nahm an, unter dem Vorbehalt, nur das zu verkünden, was seiner Überzeugung entspreche, aber auf Wunsch jederzeit zurückzutreten.

Nicht erst jetzt, aber jetzt mit verstärkter Intensität, setzte er sich mit der Frage des Gebets auseinander. Die Gedanken, die er dabei vorbringt, beschäftigen wohl auch manche von uns heute. So schreibt er an einer Stelle seines Rückblicks:

«Zu meiner in vielem abweichenden Haltung kam noch etwas hinzu, das bei den Alten in der Gemeinde wohl noch schwereres Bedenken erregte. Das war meine Stellung zum Gebet, sowohl zum Gebet 'im Kämmerlein' wie auch zum Gebet in Gemeindeversammlungen. Versetzte ich mich in meinem Geiste in jenes Verhältnis zu Gott, das Jesus als das eines Sohnes zu seinem Vater bezeichnet, und zog ich seine so dringende Mahnung in Erwägung, daß man doch alle heidnische Vielbeterei als etwas Eitles unterlassen solle, weil ja der himmlische Vater wohl wisse, wes wir bedürften, ehe denn wir ihn anriefen, so ergab sich für ein schlichtes Nachsinnen darüber der so naheliegende Schluß, daß ja füglich das Gebet ganz unterbleiben durfte, ja daß es, im Grunde genommen, viel anständiger sei, das 'ununterlassene Beten', zu dem Paulus wieder auffordert, ganz einzustellen. Denn wenn der Vater den Sohn von Herzen lieb hat, und wenn der Sohn dem Vater unbegrenztes Vertrauen entgegenbringt, – welches Gebet soll da noch etwas bewirken können, was nicht vorher schon durch das Gegenseitigkeitsverhältnis beider gewährleistet wäre.

In unserer Gemeinde war das Gebet von lange her in tagtäglichem Gebrauch gewesen als Tischgebet, als Abend- und Morgensegen und bei allen weihervollen Gelegenheiten in Haus und Familie; in den Gemeindeversammlungen aber bildete es die Einleitungs- und die Schlußweihe jeder Andacht. Als man mir die ersten Präparanden aus der Gemeinde überbrachte, schärfte man mir ein, daß ich doch das Gebet mit den Kindern nicht vernachlässigen solle. Ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Doch überlegte ich, daß wir, wenn Gott uns in unserer Sache helfen und seine Hilfe durch unser Gebet herbeigerufen werden sollte, wir anständigerweise doch zunächst unsere eigene Kraft und unsere ganze Anstrengung einzusetzen hätten, bevor wir Gottes Beistand anriefen. Ich ließ also meine Präparanden das ganze Semester hindurch tüchtige tägliche Arbeitspenssa leisten, ohne zu beten, und erst am Vorabend der Entscheidung, nämlich vor dem Examen, erklärte ich ihnen, daß es nun, nachdem wir uns selber redlich bemüht gehabt, auch einen guten Sinn hätte, Gott um ein gutes Gelingen zu bitten. Die jungen Leute bekannten mir später, welch tiefen Eindruck das auf sie gemacht hätte.

Doch sollte Gott auch so noch erinnert werden müssen, daß er zu jedem ernsten Bemühen auch jedesmal das erwünschte Gelingen zu geben habe? Nein, das Vertrauen zu Gott schloß jedes Zumuten gegen Gott aus! Ich erinnere mich noch lebhaft eines eigenen Erlebens, das ich mitteilen will. Ich befand mich in einem Spital und stand am Vorabend einer schweren Operation, die unter Narkose an mir vorgenommen werden sollte. Als ich so in meiner keineswegs angenehmen Voroperationsstimmung auf meinem Lager lag, in tiefes Sinnen versunken, ertappte ich mich bei einem Gebet, in dem ich gerade im Begriff stand, Gott darum anzurufen, daß er doch den Meinigen ein gütiger Vater sein wolle, falls mich der Tod jetzt von ihnen wegberufen sollte. Ich hatte meine Wünsche noch nicht recht

in Worte gebracht, als ich zu mir selbst kam, mein Gebet kurz abbrach und mich selbst ausschalt: 'So schwach also ist dein Vertrauen zu deinem himmlischen Vater, daß du ihm glaubst in allen Einzelheiten vorzählen zu müssen, was alles zu tun er nicht unterlassen dürfe'. Ich ging ohne Gebet und doch getrost zur Operation, wiewohl ihr Ernst nicht geringer geworden war.

Bestärkt wurde ich in meiner Auffassung vom Gebet unter anderem von Leo Tolstoj durch seine Erläuterungen zu den Evangelien. Mehr Entschiedenheit aber gab mir Kant mit seiner konsequenten Scheidung zwischen allem 'Fetischdienst' und 'rein moralischer Religion'. Auf solcher Grundlage ist jeder rein moralische Entschluß, der das menschliche Gemüt mit seiner ganzen Wucht erfüllt und zur Tat drängt, einem Gebet gleich, das seine Erhörung in sich selber trägt, indem es auf den Menschen veredelnd zurückwirkt. Nur solches Beten hat moralischen Sinn, während alles Beten, das darauf ausgeht, Gott zu einem bestimmten Tun zu veranlassen, ein Fehlgebet, ein Fetischdienst ist.»

Solches Denken ist logisch unangreifbar – und trotzdem friert es einen innerlich, wenn man es liest. Und mir scheint, daß Dyck unfreiwillig sich selbst widerlegt hat, dort nämlich, wo er seine Empfindung vor der Operation wiedergibt. Für mich bedeutet die von ihm geschilderte Szene auf dem Krankenlager, daß Dietrich Dyck in dieser Extremsituation sehr wohl gebetet hat, und zwar sehr intensiv. Seine Gedanken waren auf Gott konzentriert und er hat sich seines Vertrauens zu ihm versichert. Und er hat zugleich an seine Familie gedacht, in Liebe und Fürsorge. Ob er das in Worte gekleidet hat, ist unwesentlich. Und er hat auch etwas empfangen durch sein Gebet: das Getrostsein, die innere Ruhe, die ihn danach erfüllte.

In seinen rationalen Überlegungen sieht Dietrich Dyck Gebet ausschließlich als Bitte um ein bestimmtes Handeln Gottes, und das lehnt er ab, als unlogisch, als Fetischdienst, als Mangel an Vertrauen in den Gott, der auch ohne unsere Bitten alles zum Besten lenkt. Noch einmal: das ist logisch nicht falsch – aber es ist zu eng gesehen. Denn Gebet ist nicht primär das Bitten um eine bestimmte Sache oder ein bestimmtes Geschehen, – auch wenn die meisten Menschen es so auffassen und wenn wir sicher alle, spontan und ohne rationale Überlegung, schon so gebetet haben. Der bekannte Bibeltext «Bittet, so wird euch gegeben! Denn wer bittet, der empfängt.» (Matth. 7,7-8) besagt, daß wir das dürfen und sogar sollen. Es bleibt ein rational nicht aufzulösendes Geheimnis, was ein solches Gebet bewirkt und auf welche Weise.

Aber ich denke, wesentlich am Gebet ist etwas anderes. Daß auch Jesus es so sah, zeigt genau die Stelle, auf die Dietrich Dyck sich bei seiner Überlegung bezieht: «Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. Darum sollt ihr ihnen nicht gleichen. Denn euer Vater weiß, was ihr bedürft, bevor ihr ihn bittet. Darum sollt ihr so beten –», und es folgt das Vaterunser. Es ist das einzige Gebet, das Jesus seine Jünger und Anhänger gelehrt hat. Das zeigt, daß es ihm auf bestimmte Formen der Anbetung nicht ankam, sondern auf die grundsätzliche Bedeutung des Be-

tens, die sich in diesem einen Gebet ausdrückt, das damit quasi zum Modellgebet der Christenheit geworden ist. Was zeigt es uns?

Der Form nach ist es ein Bittgebet. Aber von seinen sieben Bitten betrifft nur eine einzige die konkreten Bedürfnisse des Menschen: das ganz einfache «Unser tägliches Brot gib uns heute!» Das unterstreicht noch einmal: wir dürfen auch um Persönliches, Irdisches bitten. Die drei ersten Bitten, «Dein Name werde geheiligt; Dein Reich komme; Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden», gehören zusammen und umschreiben gemeinsam die Gottesherrschaft, das Reich Gottes, von dem Jesus lehrte, daß es im Wachsen begriffen sei, daß es bald kommen werde, daß es Ziel und Inhalt göttlichen Waltens sei.

Die drei letzten, «Und vergib uns unsre Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen», gehören ebenfalls eng zusammen und haben Schuld und Vergebung zum Inhalt: die Bitte um Bewahrung *vor* Schuld, um Vergebung *der* Schuld, in die wir verstrickt sind und die unauflöslich verzahnt ist mit *unserer* Bereitschaft zu vergeben – also das, was Jesus uns gelehrt hat, als das Wesentliche in Gott, in seiner Beziehung zu den Menschen zu sehen.

Wenn man sich das klar macht, dann wird deutlich, daß es nicht darum gehen kann, Gott um etwas zu bitten, was er, seinem Wesen nach, sowieso tut oder sowieso ist. Warum hat Jesus seine Jünger – und damit uns – trotzdem angewiesen, so zu beten? Ich denke, es geht dabei nicht um die Bitte, sondern darum, daß wir uns das im Gebet gegenwärtig machen: daß das, was Gottes Wirklichkeit ist, ein Stück weit auch in uns Wirklichkeit wird, dadurch, daß wir uns darauf sammeln, es auf uns wirken lassen. Man könnte das, was Jesus über den Sabbat gesagt hat, auch auf das Gebet anwenden: das Gebet ist um des Menschen willen gemacht. Gott verändert sich nicht durch unsere Gebete. Aber *wir* verändern *uns*.

Tun wir das? Auch dann, wenn wir zum Gebet in Versenkung, das manchmal Berge versetzen kann, nicht fähig sind? Ich möchte noch einmal auf das Beispiel Dietrich Dyck zurückkommen. Für ihn hat sein Gebet, das er gar nicht als solches verstanden wissen wollte, etwas verändert: es hat ihn *getrost* gemacht. Und ich denke, Ähnliches kann jeder von uns erfahren oder hat es schon erfahren. Gebet ist eine Zeit, in der wir uns sammeln, im Gedanken an Gott.

Wenn wir in einer Notlage um Hilfe bitten, kann es bedeuten, daß wir wieder Vertrauen gewinnen, es kann bedeuten, daß wir Abstand von uns selbst gewinnen und das, was uns vorher übermächtig erschien, wieder in normalen Proportionen sehen. Wenn wir für andere bitten, bedeutet es, daß wir gute Gedanken auf sie konzentrieren; vielleicht spüren sie es, und es tut ihnen gut.

Und vor allem: das Gebet hilft uns, Gott nicht zu vergessen. Das klingt vielleicht seltsam. Aber ich denke, daß wir immer wieder in Gefahr sind, ihn zwar nicht ganz, aber über weite Strecken unseres Alltags zu vergessen: in den Pflichten, die wir so oder so erfüllen müssen, bei den Interessen, die einfach Spaß machen, bei vielen Dingen, die scheinbar nichts mit ihm zu tun haben.

Was heißt das? Sicher nicht, daß wir, wie früher manche Pietisten, alles was Freude macht, meiden und uns nur noch mit dem Nützlichen und Wohltätigen befassen. Es kann heißen, dankbar zu sein für die Freude, die wir aus unseren Interessen oder Vergnügungen gewinnen; es kann heißen, Arbeit, die wir tun müssen, mit innerer Bereitschaft zu tun – oder auch, zu prüfen, was davon wesentlich ist und was nicht; es kann heißen, daß wir uns fragen, ob wir das Unerfreuliche, dem wir begegnen, nicht an manchen Stellen ändern können, statt uns nur darüber zu ärgern; oder, das Schwierigste, daß alles Schwere, das uns und unsere Lieben trifft, in Gott aufgehoben ist und einen Sinn hat, auch wenn wir ihn jetzt nicht verstehen; es kann heißen, ja zu sagen zu unserem Leben, zum Schönen *und* zum Schweren.

Ich denke, dazu kann uns ein Gebet – auch ein schwaches und unzulängliches – immer wieder helfen, – und das ist sehr viel.

(aus einer Andacht in der Stuttgarter Tempelgemeinde am 18. Februar 1996)

Jesus und Qumran

Von historischen Rätseln und modernen Legenden

Die Medien-Sensation

Wer den SPIEGEL Nr. 22/1996 und vielleicht auch noch Nr. 23 oder gar auch noch den FOCUS Nr. 22 gelesen hat, weiß eigentlich alles über unser Thema. Dabei erweist sich der SPIEGEL als solider – wäre da nicht immer wieder der oberlehrerhaft erhobene Zeigefinger des Herrn Augstein, der sich seit seinem Jesus-Buch («Jesus Menschensohn», München 1972) für *den* kompetenten Fachmann in Sachen Jesus hält. So lange läuft die Jesus-Welle also schon! Dabei ist das Augsteinsche Werk eines von den Jesus-Büchern, die man nicht gelesen haben muß. Bultmann und Ben-Chorin sind hundertmal besser.

Beim FOCUS steht ein gewisser Carsten Peter Thiede, selbsternannter Papyrologe, zu sehr im Mittelpunkt, der in seinem Buch «Der Jesus-Papyrus» mit Stolz verkündet, 200 Jahre Leben-Jesu-Forschung seien für die Katz gewesen. Die Geschichte des frühen Christentums müsse neu geschrieben werden. Im SPIEGEL Nr. 22/1996 liefert sich Hartmut Stegemann, Neutestamentler und Qumran-Forscher in Göttingen, der das bisher beste Buch über unser Thema geschrieben hat, das allen Freunden empfohlen sei («Die Essener, Qumran, Johannes der Täufer und Jesus», Herder-TB, Freiburg 1993), mit Thiede ein wissenschaftliches Duell in neun Gängen: es endet 9:0 für Stegemann!

Zweifelhafte Bestseller

Die im folgenden aufzuzählenden Bestseller gehören in die Rubrik »Schmutz und Schund« oder zumindest «Pfusch, Schrott und reine Geldmacherei»:

1. Barbara Thiering schießt mit ihrem 451-Seiten-Wälzer «Jesus aus Qumran – Jesu Leben neu geschrieben» (Gütersloh 1993) den Vogel ab. Dabei ist die Frau (eine australische Professorin) 'vom Fach'. Jesus war Essener, mit Maria Magdalena verheiratet, zeugte mit ihr drei Kinder, ließ sich scheiden, heiratete Lydia usw. Was bewegt eine Autorin, ein solches Machwerk zu verfassen? Klaus Berger formuliert: «... alles ist Anmache, Umsatz, Appell an einen Rest von Religiosität... Alles ist Strohfeuer.»

In den letzten Jahren sind ein Dutzend Qumran-Bücher erschienen. «Das eine wie das andere nimmt sich aus wie die schäbige Karikatur eines schlechten Erweckungspredigers, kurz: wie ein Alptraum». Dabei sind es durchweg renommierte Verlage, die solche Machwerke auf den Markt bringen: aus purer Geldmacherei!

2. So auch das Werk des Autorenteam Michael Baigent und Richard Leigh: «Verschlußsache Jesus» (1991), ein Buch, das der SPIEGEL fast ein Jahr an der Spitze der Bestsellerliste führte. In der «Verschlußsache» behaupten die Autoren, weniger als 25% der Qumran-Texte seien überhaupt nur veröffentlicht. (In Wirklichkeit lagen 1991 bereits 80% gedruckt vor!) Dahinter stecke der Vatikan, der die Veröffentlichung hintertreibe: die kirchliche Glaubenslehre könnte gefährdet werden. (Vielleicht war das Christentum doch nur ein Ableger von Qumran?!) Stimmt alles nicht!

Baigent/Leigh haben noch mehrere Machwerke ähnlicher Art verfaßt: Jesus, scheinot, das Kreuz überlebend, verheiratet mit Maria Magdalena, eine Tochter, flieht mit seiner kleinen Familie nach Südfrankreich, gründet die Artusrunde und bringt den Gral zum Leuchten. Abstruser geht es wirklich nicht!

3. Ein wenig seriöser ist das Werk von Robert Eisenmann (amerikanischer Orientalist) und Michael Wise: «Jesus und die Urchristen – Die Qumran-Rollen entschlüsselt» (Gütersloh 1993). Eisenmann meint, der «Lehrer der Gerechtigkeit», der in den Qumran-Texten eine wichtige Rolle spielt, sei nicht in der Hasmonäerzeit (152-76 v.Chr.) aufgetreten, er sei vielmehr mit Jakobus dem Gerechten, dem Bruder Jesu, identisch. Sein Gegenspieler, der «Lügenmann», sei Paulus gewesen. Barbara Thiering identifiziert den «Lehrer der Gerechtigkeit» mit Johannes dem Täufer, den «Lügenmann» mit Jesus.

All das ist inzwischen wissenschaftlich widerlegt (z.B. bei Otto Betz, Rainer Riesner «Jesus, Qumran und der Vatikan» oder bei Hartmut Stegemann).

Fragen und Antworten

1. War Jesus in Qumran? – Nein!
2. War Johannes der Täufer Qumran-Essener? – Nein!
3. Muß die Geschichte der frühen Christenheit neu geschrieben werden? – Nein!

Zu 1. – Im folgenden halte ich mich an die Darstellung von Hartmut Stegemann (die Seitenzahlen beziehen sich auf sein Buch). Ich referiere nicht die Fund- und Ausgrabungsgeschichte in Qumran seit 1947. Hier haben jüdische und christliche Wissenschaftler in vorbildlicher Weise zusammengearbeitet. Ich verzichte auch auf die inhaltliche Charakterisierung der sekteneigenen Schriften (Habakuk-Kom-

mentar, Kriegsrolle, Gemeindeordnung, Hymnensammlung usw.). Das alles möge man bei Stegemann nachlesen. Auch die grundlegenden Elemente der Glaubens- und Lebensordnung der Qumran-Essener berücksichtige ich nur, soweit sie das Wirken Jesu, Johannes des Täufers und der frühen Christengemeinde berühren.

Eine Frage vorweg, die bisher niemand gestellt, geschweige denn beantwortet hat: «Warum werden die Essener eigentlich im Neuen Testament nicht erwähnt?» «Jesus hatte ... keine persönlichen Kontakte zu den Essenern. ... Bei seiner Taufe durch Johannes am Jordan ging es um *dessen* Botschaft; für Essenisches hat Jesus sich dort nicht interessiert, sicher auch keinen Abstecher nach Qumran gemacht. Ansonsten war Jesus in *Galiläa* anzutreffen, wo es zu seiner Zeit gar keine Essener gab» (S. 353).

Jesus ist kein bloßes Abziehbild des «Lehrers der Gerechtigkeit» (dessen Namen wir nicht kennen), der zuvor Hoherpriester am Jerusalemer Tempel war und nach der Usurpation des Hohenpriesteramtes durch Jonatan 152 v.Chr. aus Jerusalem floh und um 150 die «essenische Union» gründete und um 110 v.Chr. starb. Qumran entstand erst um 100 v.Chr. (S. 211; 214).

Die Essener hielten sich für das einzig wahre Gottesvolk. Ihre Kult- und Lebensordnung war streng gegen den Opferkult am Tempel gerichtet und durch strikten gesetzesgemäßen Lebenswandel (Reinheitsgesetze der Thora, des Mosegesetzes) gekennzeichnet. Ein Mann, der wie Jesus als Freund der Zöllner und Huren, als Fresser und Weinsäufer galt (Matthäus 11,19), ja, der gar die Heiden vor den Angehörigen des Gottesvolkes in die Gottesherrschaft hineinläßt (Matthäus 8,11f; Luka 13,28f), wäre von den Essenern kompromißlos abgelehnt worden.

Zum Verständnis Jesu, seines Handelns, zur Klärung der messianischen Titel (Menschensohn, Gottessohn, Davidsson) «tragen die Qumranfunde leider nichts bei» (S. 340). Die Bezeichnung 'Menschensohn' fehlt völlig. Die Qumraner erwarteten zwei Messiasse: einen königlichen aus dem Haus David und einen priesterlichen aus dem Haus Aaron (S. 287). Das absolut Neue gegenüber den Essenern ist überhaupt die Botschaft von der hereinbrechenden Gottesherrschaft. Es läßt sich beweisen, «daß Jesus ... den Essenern nicht zu verdanken hat, was er über das Reich Gottes gesagt hat» (S. 320). Es gab überhaupt «keinen direkten Einfluß seitens der Essener» auf Jesus (S. 353).

Was man allenfalls festhalten kann, ist, daß die Qumran-Texte unseren Verstehenshorizont für das Judentum der Jesus-Zeit erweitern und uns spezielle «Verständnishilfen» (Stegemann) für den Kontext der Botschaft Jesu, noch mehr aber für die Botschaft und das Wirken des Täufers, an die Hand geben.

Zu 2 – Die Qumran-Essener hatten neben einem strengen Noviziat Gütergemeinschaft, Gemeindemahle und tägliche Tauchbäder (in Zisternen, zu denen das Wasser von den nahen Gebirgen herangeleitet werden mußte). Aber genau die Tauchbäder, die kultischer Reinigung dienten, unterscheiden sich von der *einmaligen* Taufe durch Johannes (verstanden als *einmaliger* Bußakt). Die Essener 'taufen' *sich selber*, die Johannes-Taufe ist ein Getauft-werden! Das ist neu im Juden-

tum. Die Johannes-Taufe hat mit Sündenvergebung zu tun, obwohl Johannes niemandem ausdrücklich seine Sünden vergibt.

Trotz der relativen geographischen Nähe des Taufortes am Jordan und der Siedlung Qumran (Entfernung: ein fünfstündiger Fußmarsch!) lagen diese beiden Orte «in völlig verschiedenen Welten» (S. 309). «Qumran gehörte mit der ganzen Wüste Juda zum Heiligen Land, außerhalb dessen es nach Auffassung der Essener keinerlei Dienst für den Gott Israels geben konnte. Johannes der Täufer aber hatte als Ort seines Auftretens ganz gezielt die Wüste *außen* vor dem Zugang zum heiligen Land gewählt, um *jenseits* des Jordans das Volk Israel für den *künftigen* Einzug in das Heilige Land, nämlich für die Heilszeit Israels nach dem Endgericht, vorzubereiten» (S. 309). Der Taufort Johannes des Täufers war keine «Filiale» von Qumran!

Zu 3 – Qumran ist ein «Mönchsorden»: Die Qumran-Leute leben unter einer strengen Sexualabstinenz. (Gleichwohl sind auf dem 'Klosterfriedhof' auch Frauen – Witwen? vorbeiziehende Reisende? – begraben.) Die Jesusbewegung ist eine frei-liebende oder liebend-freie Gemeinschaft, zu der auch Frauen gehören. Das sagt eigentlich alles! Die frühe Christenheit ist kein Abklatsch von Qumran, sondern ein eigenständiges Gewächs auf dem gemeinsamen Boden des Judentums, geprägt von dem einzigartigen Charisma des Mannes aus Nazareth.

Bereits 1966 hat Herbert Braun, der verstorbene Neutestamentler in Mainz, in einem zweibändigen Werk: «Qumran und das Neue Testament» alle Stellen im Neuen Testament, die man mit Qumran in Zusammenhang gebracht hat, untersucht. Man findet dort die Themen: Abendmahl, Messiasvorstellungen, Urgemeinde, Paulus, Thora-Verständnis, Prädestination, Geistlehre, Eschatologie. Stegemann bestätigt, daß sich hier bereits fast alles findet, und zwar in wissenschaftlich seriöser Darstellung, was gegenwärtig neu erörtert wird.

Und hier liegt nun ein weiteres schwerwiegendes Problem: Es ist ein Skandal, daß die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erforschung der Bibel und des frühen Christentums in den Gemeinden unbekannt bleiben. Alle Theologiestudenten lernen die Methoden der modernen Bibelkritik und ihre Ergebnisse im Laufe ihres Studiums kennen und werden darüber geprüft. Beim Eintritt in den Kirchendienst werden sie aber auf Dogmen und Bekenntnisse verpflichtet, die sie nicht mehr glauben können. Gerd Lüdemann nennt dies Verhalten der Kirchenleitungen «scheinheilig und schizophoren».

Was Wunder, wenn der religiöse Erkenntnisdrang (den die Kirche nicht befriedigen kann und will) sich auf Machwerke höchst zweifelhafter Art stürzt! Die Medien, auch das Fernsehen, tun das Ihre hinzu. Und hinter allem steckt der Drang nach Publicity! Ohne Story kein Geld! Armer Jesus!

(Prof. em. Dr. Heinz Röhr in «Freies Christentum», Sept./Okt. 1996; gekürzt)

Lieder für den Glauben an das Gottesreich

Templer-Gesangbuch von 1889 wird ausgestellt

«Dein Reich komme zu uns!» heißt es am Schluß zur ersten Auflage des Gesangbuches der Tempelgesellschaft von 1889. Bestimmend für die Auswahl der darin aufgenommenen Lieder war, wieweit sie auf den Glauben an das Gottesreich als Ziel menschlichen Strebens ausgerichtet waren. Lieder des kirchlichen Gebrauchs, die an Stelle dieses lebendigen Glaubens einen dogmatischen und lehrmäßigen Charakter aufwiesen, wurden weggelassen. Dieser Maßstab ist auch bei den nachfolgenden Auflagen beibehalten worden (gegenwärtig benützen wir bei unseren Gemeindefeiern die im Jubiläumsjahr 1961 herausgegebene 5. Auflage). Dabei ist zu bemerken, daß die Anzahl der in unsere Sammlung aufgenommenen Lieder stetig abgenommen hat.

Und auch der Restbestand von derzeit 165 Liedern befriedigt seit langem nicht mehr. Viele der uns vorliegenden Lieder sind entweder von ihrer Sprache und Ausdrucksweise her nicht mehr vertretbar oder es werden ihre Melodien nicht mehr angenommen, so daß immer weniger Saal-Besucher am Gemeindegesang teilnehmen. Vermehrt haben die Ältesten der Tempelgemeinde deshalb in den letzten Jahren auf neuere geistliche Lieder zurückgegriffen, die natürlich den Nachteil aufweisen, daß wir verschiedene Liederhefte im Gemeindehaus vorrätig halten müssen und es sehr unpraktisch ist, wenn an einem Gottesdienst aus zwei verschiedenen Büchern gesungen werden soll.

Der Ältestenkreis hat seine Überlegungen hinsichtlich einer neuen Sammlung von Gemeindeliedern vorerst einmal zurückgestellt, um das Erscheinen des neuen Evangelischen Gesangbuches abzuwarten, das im Dezember nun auch für die Württembergische Landeskirche erhältlich sein wird. Soweit wir informiert sind, soll das neue Evangelische Gesangbuch am 1. Dezember in einem Festgottesdienst durch den württembergischen Landesbischof vorgestellt und eingeführt werden.

Im Zusammenhang mit dieser Vorstellung findet ab 29. November in der Württembergischen Landesbibliothek eine Gesangbuchausstellung statt. Es wird unsere Leser vielleicht interessieren, daß auch das älteste Gesangbuch der Tempelgesellschaft (von 1889) seinen Weg in diese Ausstellung gefunden hat. Es wird dort zusammen mit Liederbüchern anderer Konfessionen gezeigt. In einem Begleitkatalog gibt Dr. Eberhard Zwick von der Landesbibliothek u.a. einen Einblick in das Glaubensbild der Templer und zeigt die Beweggründe und Leitmotive auf, die zu einer eigenen Liedsammlung geführt haben. Besondere Erwähnung findet das «Losungslied» von Christoph Hoffmann.

Ich hoffe sehr, daß diese Ausstellung und natürlich auch das neu herausgegebene Evangelische Gesangbuch Anstoß für uns sein werden, uns mit der Frage unseres Liedguts für die Gemeinde neu zu befassen.

Peter Lange